

IM REGEN

von Michael Chlebusch

Der Wind wird stärker. Fahles Licht erhellt schon die Nacht hinter dem Horizont und sickert in die dunklen Wolkenberge, die sich von Westen heranschieben. Jorge Nieto steht auf seinem kleinen Balkon zur Straße hin. In der linken Hand ein Glas mit gutem Cognac, die Rechte hängt ihm schlaff an der Seite. Dicke Tropfen lassen den alten Weinbrand im Glas springen. Er stellt es auf den mit Keramikmosaik bedeckten Tisch und schiebt seine leblose rechte Hand mit der nun freien Linken auf die gusseiserne Brüstung. Es sieht fast aus, als halte er das Metall fest umklammert. Jetzt wieder das Glas in die andere. Die Pose ist perfekt. Der Mann atmet tief in den Bauch, feierlich, erwartungsvoll. Schließt die Augen und hebt das Gesicht in den Regen. In den Regen. Jorge Nieto glaubt an den Regen. Das kühle Prasseln hebt heftig um ihn an. Schlägt auf die Blätter der starren Palmen in ihren Tontöpfen. Trommelt auf die Dächer der polierten, teuren Wagen unten an der Straße. Ein Staccato auf dem Kopfsteinpflaster - Crescendo! Kaum hörbare feine Töne dazwischen, das eilige Klacken eines Paares hochhackiger Schuhe, das blecherne Rasseln der Dachrinnen, das Rauschen der Abflüsse am Gehsteig. Jorge Nieto steht still. Nippt an seinem Cognac, ohne den Blick zu senken. Seine heilige Messe im Gewitter. Sie ergießt sich über seinen Körper und flutet ihn mit innerer Ruhe. Die Berührung seines Himmels strömt ihm über das dünne, schwarze Haar, die feinen Linien seines ausgeprägten Gesichts entlang, zwirbelt sich durch den schmalen Schnurrbart am Kinn hinab in den schon völlig durchgeweichten seidenen Morgenmantel. Noch etwa zehn Minuten steht er so. Bevor der Choral fortepiano vorüberzieht, das kristallene Ausklingen in hunderten Tropfen den Gläubigen zurück in die diesseitige Wahrnehmung entlässt.

Wozu muss ich einen Namen haben? Fragte Jorge als Achtjähriger seinen Vater. Weil Dinge Namen haben müssen, sagte der ruhig. Damit wir sie fassen können und sie uns nicht durch den Blick gleiten wie Geister an einer Vollmondnacht im Winter. Jorge sah es in der

Erinnerung stets vor sich, wie der Vater, ein Mann, den er als das weiseste Wesen seines Universums verehrte, bei diesem Satz ein kleines Etikett beschrieb. Er schob es unter den mit zarter Nadel aufgesteckten Schmetterling, setzte den gläsernen Deckel auf den Rahmen und reichte dem Sohn das Kästchen. Stets hatte dieser es seitdem an einem Nagel über seinem Schreibtisch aufgehängt. Zuerst über Hausaufgaben in den Grundrechenarten, die er mochte, später bei komplexen Formeln in denen er aufging, auch über seiner Dissertation und Habilitation wachte Aglais urticae, der Kleine Fuchs.

Mit diesem Vater und der vortrefflichen Bildung einer katalanischen Privatschule sowie spanischer und englischer Universitäten wuchs Jorge auf als einer, der Geister in der Vollmondnacht nicht akzeptierte. Alles was einen Namen hatte, alles was benannt war, konnte man fassen, daran hielt er stets fest. Es waren die Geister, die er Zeit seines Erwachsenendaseins zu verdinglichen suchte. Die Theoretiker hatten Sie erschaffen, vor Jahrzehnten schon. In ihren Gespinsten aus klugen, feingeästelten Formeln, die sich in dünnen Kreidestrichen herab von Tafeln in Bücher und von dort in die Gewissheit seines Universums rankten. Die geheimsten unsichtbarsten Teilchen musste es geben. Die, die alles erklärten. Er wollte sie finden. Seine junge Frau, eine strenge Katholikin aus Toledo, so dunkel, feurig, schön wie nichts, was der junge Nieto bis zum Tag ihrer beider feierlicher Exmatrikulation je sah, sie hielt ihn stets an, inne zu halten in seinem Streben. Für sie war alles was er beschrieb, jede Erkenntnis um die er kämpfte nur ein Abglanz des Ganzen, an das sie glaubte. Du magst es in deine Sprache übersetzen, sagte sie zu ihm, doch du wechselst damit nur die Seite von der du dich dem Kreis näherst, den keiner durchschreiten kann.

Die Dichotomie, in der die beiden ihr Seelenheil suchten, verringerte zu keiner Zeit ihre Liebe. Das war so bis zu diesem Tag, an dem Nieto dem Phantom entgetreten wollte. Eine Propellermaschine, gefüllt mit technischen Apparaturen, die unsichtbares sichtbar machen, sollte ihn in das Herz eines Gewitters tragen. Je heftiger die Blitze

darin den Himmel zerschnitten, je gewaltiger die elementaren Gewalten, desto vielversprechender war die Jagd, auf die sich der Wissenschaftler begeben wollte. Gott wird dich töten, sagte seine Frau und weigerte sich, drei Wochen lang, mit ihm zu sprechen. Am Morgen, bevor er in den Himmel stieg, standen sie beide auf dem kleinen Balkon zur Straße hin und sahen die dunklen Wolkenberge, die sich von Westen heranschoben.

Das Flugzeug warf Nieto unerbittlich gegen die Seitenwände. Einen Sturm wie diesen hatte er gesucht, doch vorbereitet war er nicht. Dröhnende Motoren, brandende Böen und immer wieder das betäubende Krachen des Donners. Der Pilot saß zähneknirschend, den Schweiß auf der Stirn am Steuer und hielt es mit eisernem Griff. Ein gleißender Blitz, ein Ausschlag auf dem Monitor kündeten für einen Sekundenbruchteil, vom Sieg, den Jorge Nieto der Wissenschaft über den Glauben bereiten sollte. Zeigte sich in der unvorstellbaren Energie, die hier wirkte jenes Teilchen, welches er seit Jahren suchte? Es kam anders. Man kann nicht behaupten, dass Nieto an diesem Tag zum gläubigen Menschen wurde. Aber der Einschlag eines Blitzes in den menschlichen Körper, wenn er sich mit tausenden von Volt durch unzählige Nervenenden ins Bewusstsein brennt, das ist eine Erfahrung, die manchen Standpunkt relativiert. Als Jorge Nieto nach zwei Wochen im Krankenbett schließlich den Ausdruck der Messergebnisse in der Hand hielt - es war die Linke, die Rechte sollte er zeitlebens nie wieder spüren - da war er am Boden zerstört. Kein verwertbarer Funke Erkenntnis hatte den Sturm überlebt - auch nicht mit Glück, wie er und sein Pilot. Da war es, dass Jorge Nieto zum ersten Mal den Arm aus dem Fenster streckte, in den beginnenden Regen. Auf seiner Handfläche, noch von einer schmerzenden Brandwunde bedeckt perlten die kühlen Tropfen zusammen und in Nietos Leben trat zum ersten Mal etwas, das er als Fallenlassen in das Unbekannte bezeichnen würde. Dem Gott seiner Frau mochte er sich nicht anschließen, aber der Regen, das war etwas, auf das er sich mit ihm einigen konnte.

Das Gewitter entlässt die Stadt in den Tag. Jorge Nieto, inzwischen in warmes Frottee gehüllt, greift zum silbernen Brieföffner auf seinem Schreibtisch. Unter den Augen des kleinen Fuchses öffnet er den Brief eines früheren Kollegen. Mein Jorge, beginnt er, und endet mit der Erkenntnis, dass sich in Tunneln tief unter der Erde endlich gezeigt hat, was Nieto vor Jahren im Himmel suchte. Ein Schritt näher an den Kreis? Fragt seine Frau, die verschlafen lächelnd hinter ihm steht. Ein Gefühl tiefer Zufriedenheit ergreift Jorge Nieto. Ein Regentropfen der zur Erde fiel, sagt er.